

EUHEMEROS

Die Götter beabsichtigten, Euhemeros, den Reisenden, der seine Heimatstadt Messene verließ, um in der Ferne Aufklärung zu finden, zu strafen, da er ihre Göttlichkeit leugnete und beabsichtigte, sie zu einfachen verstorbenen Menschen zu degradieren.

Doch wie sollten sie ihn belangen, sie die dem Reisenden als Abbilder, erzählende Wandmalereien ins Auge gefallen waren, als al fresco gemalte Bildnisse, die Vergangenes schilderten, Taten von Toten.

Denn Verstorbene haben das Vermögen zu strafen verloren, da sie der irdischen Macht entblößt sind. Auch vermag jenes, dessen Existenz wir nicht anerkennen, uns nur zu schaden, falls unsere Annahme nicht der Wirklichkeit entsprechen sollte.

So mußten die Götter sich beraten, ob es sie gebe, ob ihnen noch Macht eigen sei: wie anders könnte man auf die eigene Nichtexistenz hingewiesen werden als durch andere, wie jedoch vermag man, das Nichtsein, darauf aufmerksam gemacht, zu erkennen, da man nicht imstande ist, mit den Augen anderer zu sehen?

Die Inselgruppe Panchaia, die uns der reisende Dichter Euhemeros schildert, beherbergt eine beinahe utopische Gesellschaft: die Landschaft ist überwältigend schön, die Menschen leben in Überfluß, Frieden, Reichtum und Frühling, denn all ihr Eigentum ist nicht das ihre, sondern das aller.

Da uns der Dichter Erdichtetes berichtet, ist auch seine Schilderung der Wandgemälde mit den Taten verstor-

bener Menschen, die von anderen ihres dahingegangenen Tuns wegen für Götter gehalten werden, Fiktion, und der Angriff auf die Integrität des Göttlichen verbleibt in der Sphäre dichterischer Imaginationskraft – so wie die Epen Homers oder das Gedicht Hesiods, in dem jener das Entstehen der Götter schildert, so wie er es sich ausmalte.

Andererseits ist das Gemeinsame einer Gesellschaft nicht so sehr das Vermögen an Land, Häusern, Bodenschätzen und Gold, sondern der Boden gemeinsamen Betrachtens der Welt ist es, der uns verbindet: durch seine Grundsetzung vermögen wir, auf annähernd gleicher Grundlage zu kommunizieren.

Diese Ansichtsweise, als ein grundsätzliches Moment des Seins verstanden, das uns einen hergebrachten, selbst dies Sein wie unsere Sinne einschränkenden Ansatz zur Wirklichkeit schenkt, erschafft erst die Sprache, die wiederum jenem, was einer Gruppe von Menschen Gemeinsames war und ist, Ausdruck verleiht und die mit jeder Generation neue Sedimente auf die alten Begriffsablagerungen häuft.

Durch solche Begrenztheit unseres menschlichen Vermöchtens werden wir zu dem, was wir sind. Einzig in dieser Armut entdecken wir Reichtum, im Umzäunten Unendlichen.

Und nur in unseren Träumen sind wir den Göttern gleich, verlassen wir den Boden unserer Formation und fliegen fort zu neuen Inseln eigenen Gemeinsamens.

Und wer würde nicht sagen, daß wir, müde vom Traum erwachend, ihn frisch an die Wand malten, sei es auch nur an die Wand einer Zelle oder Höhle, damit er

vor uns hintrete, uns den Tag zu verschönen, dessen
Licht mager durch die Stäbe unserer Sinne und Vorstel-
lungen fällt.